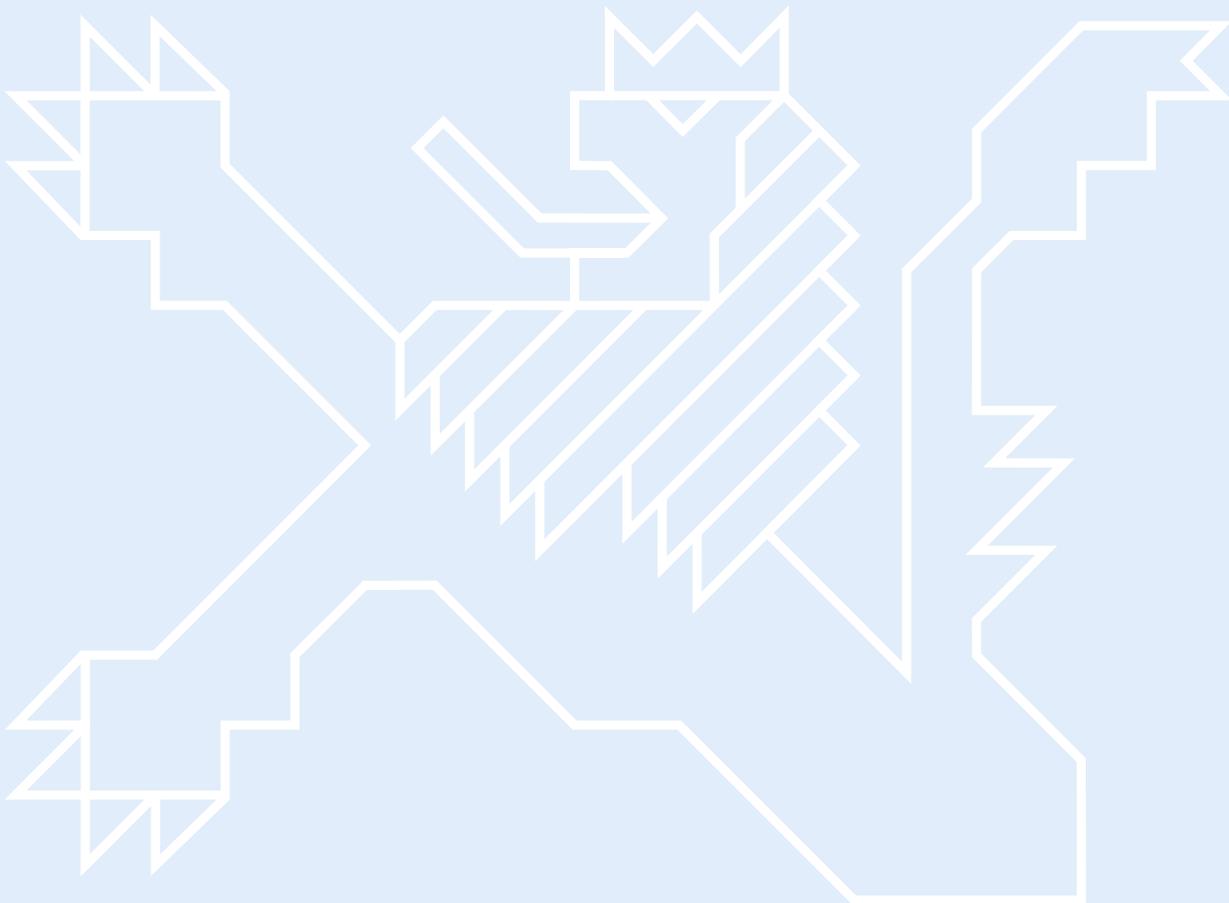


Alzey

SONDERDRUCK

Verleihung des
Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises
der Stadt Alzey 2015





Preisträger des Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises

1988: Luise Rinser

1991: Rolf Hochhuth

1994: Wulf Kirsten

1997: Ursula Krechel

1999: Christa Wolf

2003: Claude Vigée

2006: Ulla Hahn

2009: Hanns-Josef Ortheil

2012: Barbara Honigmann

2015: Peter Härtling

Zu Ehren der Schriftstellerin
Elisabeth Langgässer



SONDERDRUCK

Verleihung des
Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises
der Stadt Alzey 2015
an Herrn Peter Härtling
am 28. Februar 2015



Bürgermeister Christoph Burkhard und Peter Härtling
bei der Preisverleihung



Begrüßung von Gerhard Hoffmann, Schulleiter am Elisabeth-Langgässer- Gymnasium

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Es ist mir eine große Ehre, dass ich, als Schulleiter des Elisabeth-Langgässer-Gymnasiums, Sie hier im Mensagebäude unserer Schulen begrüßen darf.

Wir haben uns heute hier zusammengefunden, um zum 10. Male den Literaturpreis der Stadt Alzey in Erinnerung an Elisabeth-Langgässer, eine große Tochter unserer Stadt, eine herausragende Schriftstellerin vor, nach und in der dunkelsten Zeit deutscher Geschichte, zu verleihen.

Ich begrüße dazu in unserer Mitte herzlichst Herrn Peter Härtling!

Welch schöneren Beweis, als die überzeugende, ja, ergreifende Lesung am gestrigen Abend, hätte es geben können, Ihre Wahl zum Preisträger dieses Jubiläumsjahres zu unterstreichen?

Lieber Herr Härtling,

als wir uns gestern gegenüber saßen, da Sie sich freundlicherweise zu einem Interview mit zwei Schülerinnen unserer Schule bereit erklärt hatten, schloss sich auch für mich ein Kreis der Erinnerung. Denn vor fast 40 Jahren saß ich Ihnen schon einmal gegenüber, als Sie Gast einer Poetik Ringvorlesung deutscher Lyriker an der Universität in Mainz waren. Eingeladen hatte Prof. Hillebrand (später Mitglied der ersten Jury des Langgässer Preises), ich etwas unsicher daneben, war ich doch gerade erst Examenskandidat, und neben mir der Doktorand, Hanns-Josef Ortheil, der spätere Langgässer Preisträger 2009.

Sie sehen, ich freue mich dreifach, Sie heute zu diesem Anlass begrüßen zu dürfen; Zum einen für uns alle hier in Alzey, für unsere Schule, das Elisabeth-Langgässer Gymnasium, aber vor allem auch: ganz persönlich.

Herr Härtling: herzlich willkommen hier, bei uns, in Alzey!

Begrüßung von Christoph Burkhard, Bürgermeister der Stadt Alzey



Sehr geehrte Angehörige der Familie Langgässer, meine Herren Bundes- und Landtagsabgeordneten, Herr Landrat Görisch, meine Damen und Herren, die Stadt Alzey verleiht den Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis seit 1988 im dreijährigen Rhythmus. Der mit dem Preis verbundene Geldbetrag von 7.500,- € für den jeweiligen Preisträger wird seit 2006 von der Stiftung der Volksbank Alzey-Worms eG zur Verfügung gestellt. In diesem Jahr haben wir uns entschieden, den Verleihungsort zu wechseln. Waren wir bei den seitherigen Preisverleihungen immer zu Gast in der Aula des Gustav-Heinemann-Schulzentrums, so sind wir nun erstmals im Neubau der Bücherei und Mensa des Elisabeth-Langgässer-Gymnasiums und des Gymnasiums am Römerkastell. Ich danke dem Landkreis Alzey-Worms, dass er uns für heute Morgen diese - dem feierlichen Anlass angemessenen- Räumlichkeiten zur Verfügung stellt.

Im Jahre 1988 wurde die Auszeichnung zum ersten Mal vergeben, die damalige Preisträgerin war Luise Rinser. Rolf Hochhuth, Wulf Kirsten, Ursula Krechel, Christa Wolf, Claude Vigée, Ulla Hahn, Hanns-Josef Ortheil und Barbara Honigmann im Jahr 2012 folgten.

Der Preis zielt darauf ab, das literarische Lebenswerk Elisabeth Langgässers im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu halten. In der Pflege des Andenkens an die Autorin sieht sich die Stadt an der Seite der Elisabeth-Langgässer-Gesellschaft. Selbstverständlich verfolgt die Stadt Alzey mit der Verleihung des Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises gleichermaßen das Ziel, ihr eigenes Profil auf kultureller Ebene zu schärfen und als Stadt im deutschsprachigen Raum noch bewusster wahrgenommen zu werden.

Denn was macht eine Stadt aus?

Die Zahl ihrer Einwohner?

Die zu leistenden Verwaltungsaufgaben in ihrem Rathaus?

Die vorhandenen Arbeitsplätze?

Die verschiedensten Wirtschaftsfaktoren wie z.B. die Steuerkraft?

Die Zahl und Qualität ihrer Freizeit- und Sportangebote?

Diese ganzen Punkte gehören gewiss dazu, aber wesentlich ist doch das Persönliche, Individuelle, das Unverwechselbare einer Stadt.

Eine Stadt wird geprägt durch das Leben derer, die in ihr wohnen, arbeiten, leben und derer, die in ihr gewohnt, gearbeitet und gelebt haben.

Meine Damen und Herren,

Alzey ist eine sehr alte Stadt, wohl bereits seit der Jungsteinzeit besiedelt. Die erste nachweisbare, geschichtliche Erwähnung Alzeys geht auf einen römischen Altar von vor fast genau 1.800 Jahren zurück. Alzey hat bereits seit dem 13. Jahrhundert Stadtrechte, war und ist reich an Menschen, die diesen Ort prägten, Baumeister, Handwerker, Künstler, die alle hier ihre Spuren hinterlassen haben.

Und Elisabeth Langgässer gehört zu diesen wichtigen Menschen, die hier ihre Spuren hinterlassen haben.

Und es macht uns sehr stolz, dass wir in diesem Jahr Herrn Peter Härtling den Preis überreichen dürfen, einen der profiliertesten deutschsprachigen Autoren der Gegenwartsliteratur, der bereits mehr als 25 bedeutende Auszeichnungen erhalten hat, im letzten Jahr erst den Hessischen Kulturpreis.

Sehr geehrter Herr Härtling!

Mit Ihrer Bereitschaft, diesen Preis entgegenzunehmen, tragen Sie ein gutes Stück mit dazu bei, Elisabeth-Langgässer im Bewusstsein zu halten und Alzey zu etwas Unverwechselbarem zu machen. Mit Ihrer Bereitschaft diesen Preis anzunehmen, gehören Sie ganz selbstverständlich zur Gruppe derer, von denen ich eingangs sagte, dass sie hier ihre Spuren hinterlassen haben.

Herr Härtling: ich begrüße Sie, Ihre Gattin und Ihre weitere Familienangehörige recht herzlich hier in Alzey!

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

lassen Sie mich an dieser Stelle aber auch an die Damen und Herren im Hintergrund das Wort richten, unserem Literarischen Beirat. Ohne deren fleißige Vorarbeit gäbe es heute gar keine Preisverleihung, dem Beirat des Jahres 2015 gehören an:

die Schriftstellerin Irina Wittmer,

der Literaturwissenschaftler Prof. Karl-Josef Kuschel,

Herr Karlheinz Müller als Vorsitzender der Elisabeth-Langgässer-Gesellschaft

Herr Oberstudiendirektor Gerhard Hoffmann vom Elisabeth Langgässer-Gymnasium und

als Vorsitzender des Gremiums, Herr Thomas Koch, Leiter Landeskultur beim Rundfunksender SWR 2.

Ich freue mich, Sie alle heute hier in Alzey begrüßen zu dürfen.

Meine Damen und Herren,

als interessierter Gast und nun bereits zum dritten Mal als Bürgermeister habe ich einigen Elisabeth-Langgässer-Preisverleihungen beiwohnen dürfen. Unsere Preisträger setzen sich in Ihren Reden in aller Regel kritisch mit dem Leben und dem literarischen Werk von Elisabeth Langgässer auseinander. Genau das sollen sie auch! Inhaltlich haben aber die seitherigen Preisträger nicht immer meine Meinung getroffen. Und da die mir gegenüber gemeldeten Rückmeldungen von Teilen des

Alzeyer Publikums in eine ähnliche Richtung laufen, erlauben Sie mir ein paar ganz persönliche Sätze.

Wir müssen mit unserem persönlichen Urteil gegenüber dem Leben und dem Werk von Elisabeth Langgässer immer versuchen gerecht zu bleiben. Ja, Elisabeth-Langgässer war sicherlich keine Heilige, keine Frau ohne Fehler und wir alle wünschten uns, sie hätte in verschiedenen Lebenssituationen anders gehandelt, als sie tatsächlich gehandelt hat. Ich denke hier an ihr unglaubliches Verhalten gegenüber ihrer erstgeborenen Tochter Cordelia genauso wie ihre Reaktion auf den Rauswurf aus der Reichsschriftgutkammer. Nur, vergessen wir hierbei bitte nicht: Wir urteilen mit unserem historischen Wissen des 21. Jahrhunderts, schauen somit zurück. Elisabeth Langgässer aber traf ihre Entscheidungen für die Zukunft, konnte nicht das Wissen haben, was wir heute haben und sie war schließlich auch ein Mensch, der einseitig dem nationalsozialistischen Dauerpropagandaeinfluss ausgesetzt war, wie viele andere Menschen der 30er bzw. 40er Jahre in Deutschland leider auch.

Sehr geehrter Herr Härtling, wir alle brennen darauf zu erfahren, wie Sie zum Leben und Werk von Frau Elisabeth Langgässer stehen.

Bis es soweit sein wird, freuen wir uns auf die diesjährige Laudatio für unseren Preisträger, verfasst und vorgetragen durch Herrn Thomas Scheuffelen, den ich ebenso recht herzlich mit Gattin begrüße.

Meine Damen und Herren,

Peter Härtling ist einer der bekanntesten Autoren der Gegenwartsliteratur. Bereits seit meinen eigenen Jugendtagen kenne ich Werke von ihm, sei es „Oma“, „Ben liebt Anna“ oder auch die Verfilmung von „Krücke“. Gibt man im Internet den Namen „Peter Härtling“ ein, so erhält man im Bruchteil einer Sekunde sage und schreibe 286.000 sogenannte Treffer, d. h. man findet im Internet 286.000 Hinweise auf ihn und sein Werk.

Aber wussten Sie auch, dass man Christoph Burkhard sogar 578.000 mal findet, also doppelt so oft?

Nun, ich gestehe, der absolute Großteil dieser Einträge hat überhaupt nichts mit mir zu tun, sondern mit einem aktuellen Fußballspieler, der in der zweiten deutschen Bundesliga spielt. Ich vermute mal, da ist jeder Zeitungsartikel gelistet, der sich mit einem Fußballspiel befasst, bei dem dieser Spieler mitgewirkt hat.

Gehen wir deshalb bitte nicht fälschlicherweise davon aus, dass damit Zweitliga-Fußball in Deutschland automatisch wichtiger wäre, als deutschsprachige Literatur auf höchstem Niveau.

Ich versuche es also noch einmal, da der Name Christoph Burkhard im Internet als Beispiel zum Bekanntheitsgrad nicht taugt.

Ich nehme zum Vergleich meinen direkten Amtsvorgänger Knut Benkert, den gibt es im Internet nur einmal und Herr Benkert bringt es auf stolze, aber im Vergleich zu Ihnen, sehr geehrter Herr Härtling doch wieder sehr bescheiden anmutenden 10.400 Einträgen.

286.000 Einträge zu 10.400 Einträgen, bezogen auf jeweils nur eine Person, der quantitative Unterschied liegt im Faktor 25.

Und bei dieser immensen Zahl an Fußabdrücken im weltweiten Netz ist sehr viel Interessantes zu finden, was es lohnt, näher beleuchtet zu werden.

Dies ist aber nicht meine Aufgabe, sondern die des Laudators.

Ich möchte in meiner Ansprache nur auf einen einzigen Aspekt in Ihrer Biographie eingehen.

Sie verließen 1951 das Gymnasium, ohne den mit dem Besuch dieser Schulart vorgesehenen Abschluss, weil Sie mit einem Ihrer Lehrer, einem mit Nazivergangenheit, überhaupt nicht zurecht kamen. Ich finde es beispielgebend, dass Sie trotzdem Ihren Weg konsequent gegangen sind.

Vielfältige schriftstellerische Tätigkeiten in Verlagen, Zeitungen und als freier Autor prägten Ihren Weg. Sie pflegten viele persönliche Bekanntschaften und Freundschaften. Sie sind und waren politisch und in der Friedensbewegung aktiv und den ein oder anderen Künstler darf man gewiss als persönlichen Mentor bezeichnen, sei es Greve, Grieshaber oder vor allem Ruoff, wohl mit derjenige, der Sie in Ihrer schweren Jugendzeit unter seine Fittiche nahm.

Herr Härtling, Sie haben im Jahr 1951 die Schule quasi durch den Hinterausgang verlassen und heute rollt man Ihnen an vielen deutschen Schulen den sprichwörtlichen „Roten Teppich“ aus.

Mindestens 13 deutsche Schulen tragen Ihren Namen, so in Schleswig, Wuppertal, Nürtingen, Düsseldorf, Mühlheim a. d. Ruhr, Riedstadt, Sönnern, Remchingen, Gaildorf, Weil der Stadt, Friedrichsdorf, Springe oder hier ganz in der Nähe in Mainz-Finthen.

Darüber hinaus legt man seitens der bundesdeutschen Kultusminister großen Wert darauf, dass Ihre Werke auch von den Schülern gelesen werden, so gelten Ihre Bücher und Texte als empfohlene Schullektüre in vielen Lehrplänen und kürzere von Ihnen stammende Textfassungen sind in den unterschiedlichsten Lehrbüchern des Schulfaches Deutsch enthalten, z. B. aktuell in der Oberstufe hier am Elisabeth-Langgässer-Gymnasium, im Unterrichtsbuch, „Blickfeld Deutsch“.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lieber Herr Härtling,

bevor Herr Michael Au, „Fachreferent des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur“ in Mainz, das Grußwort unserer Landesregierung sprechen wird, erwarten wir zum zweiten Mal am heutigen Vormittag das Blasorchester der Musikschule des Landkreises Alzey-Worms unter der bewährten Leitung von Reinhold Grützner.

Diesmal mit dem Werk „Auf dem Flusse“ aus der Winterreise des Komponisten Franz Schubert. Sehr passend, wie ich finde, nicht nur weil wir kalendarisch gerade Winter haben, sondern natürlich auch weil Peter Härtling mit seinem Werk über Franz Schubert, Titel „Schubert. Zwölf moments musicaux und ein Roman“ ein Bestseller gelang.

Ich wünsche Ihnen allen eine angenehme Veranstaltung und bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

Grußwort der Landesregierung

Ministerialrat Michael Au, Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur



Anrede

Wenn einem Schriftsteller die Ehre widerfährt, dass schon zu seinen Lebzeiten Schulen nach ihm benannt werden, dann darf man ihn wohl getrost einen Klassiker nennen. Peter Härtling ist ein solcher Klassiker. Ein unpräntentöser jedoch.

Als Leserinnen und Leser dürfen wir den Schriftsteller Peter Härtling bewundern. Einer, der die Grenzen zwischen hoher und einfacher Literatur, man könnte auch sagen zwischen U und E, aufhebt. Einer, der wirken, aufklären, uns zum Denken anhalten will. Und der uns dabei aufs Beste unterhält – nämlich mit Haltung.

Als Bürgerinnen und Bürger gibt es Gründe zuhauf, den Citoyen Peter Härtling zu verehren. Also einen Mensch, der sich einlässt, einmischt, gesellschaftliche Debatten anstößt oder an ihnen teilnimmt, der Verantwortung übernimmt. Über Heinrich Böll hat Peter Härtling mal geschrieben, dieser habe „mitdenkend und gegendenkend dieses Land und seine Leute begleitet.“ Ein Satz wie eine Selbstbeschreibung – wäre Härtling dafür nicht viel zu uneitel und bescheiden.

Und weil das alles so ist, dürfen wir uns glücklich schätzen, dass die Stadt Alzey Peter Härtling den zehnten Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis verleiht.

Seneca hat einmal notiert: „Es ist nichts nützlicher als Erinnerungen, wenn sie auch nur in kurzen Sprüchen bestehen – Erinnerung lehrt nicht sowohl, sie ist auch eine Art Ermahnung.“ Erinnern heißt, um seine Herkunft zu wissen. In einem Brief Elisabeth Langgässers liest sich das so: „Ach, ich sehne mich wieder nach dem Südwesten zurück und weiß genau, dass irgendwo bei der Wurzel irgendeines zähen, krummen Rebstocks meine eigene liegt.“

Es gibt gute Gründe, Elisabeth Langgässer des krummen Rebstocks wegen abzulehnen. Wie es ebenso gute Gründe gibt, ihre Bücher zu schätzen und sie für die Zumutungen des Lebens zu bemitleiden. Wer sich mit ihrer Biografie und ihrem Werk beschäftigt, wird hin- und hergerissen sein. Und doch hüte man sich vor vorschnellen Urteilen. Weshalb ich an dieser Stelle gerne auf die glänzende Biografie von Sonja Hilzinger aus dem Jahre 2009 verweisen möchte. Eine Biografie, die nicht zuletzt deshalb erscheinen konnte, weil das für Kultur zuständige Ministerium Frau Hilzinger bei der Arbeit an diesem Buch mit einem Stipendium unterstützt hat.

Solche Literatur zu ermöglichen und zu verbreiten, ist der rheinland-pfälzischen Landesregierung ein kulturpolitisches Anliegen. Wir schreiben darüber hinaus Preise für arrivierte Autorinnen und Autoren aus und für unbekannte, die noch dabei sind, sich einen Namen zu machen. Wir fördern Literaturfestivals überall im Land und leisten uns in Edenkoben ein Künstlerhaus, in dem Autorinnen und Autoren für fünf Monate in Ruhe arbeiten können. Angesichts der bekannten Sparzwänge der öffentlichen Hand mögen das nicht wenige Luxus nennen. Ich für meinen Teil, in dessen berufliches Portfolio die Förderung der Literatur gehört, bin froh, dass die Landesregierung dies als wichtige Aufgabe betrachtet.

Autorinnen und Autoren, Künstlerinnen und Künstler konfrontieren uns mit ihrer Sicht auf die Welt, auf unser Menschsein, auf die Art und Weise, wie wir zusammenleben. Sie konfrontieren uns mit der Erinnerung und Ermahnung, von denen Seneca spricht. Deshalb sind wir als Gesellschaft auf ihre Arbeit so existenziell angewiesen. Kulturpolitik setzt die Rahmenbedingungen dafür, dies zu ermöglichen. Mit dem Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis leistet die Stadt Alzey einen Beitrag dazu. Das ist kommunale Kulturförderung, die nicht selbstverständlich ist. Für die ich der Stadt Alzey und der Stiftung der Volksbank Alzey, die das beachtliche Preisgeld von 7.500 € bereitstellt, deshalb namens des Landes Rheinland-Pfalz umso herzlicher danken möchte.

Der nach Elisabeth Langgässer benannte Preis fördert Kultur in mehrfacher Hinsicht. Er bewahrt das Werk einer wichtigen Autorin vor dem Vergessen. Er lenkt den auswärtigen Blick auf Alzey, auf Rheinhessen und auf Rheinland-Pfalz. Last but not least macht er auf Autorinnen und Autoren aufmerksam, deren Bücher zu lesen sich lohnt. Die Liste der bisherigen Preisträgerinnen und Preisträger belegt, welches Renommee der Elisabeth-Langgässer-Preis hat. Peter Härtling gehört ohne Wenn und Aber in diese bemerkenswerte Reihe. Für diese überzeugende Entscheidung möchte ich dem literarischen Beirat um den Vorsitzenden Thomas Koch recht herzlich danken.

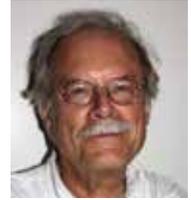
Lieber Herr Bürgermeister Burkhard, ich danke Ihnen für die Ehre, als Vertreter des Landes zu der Festgemeinde sprechen zu dürfen. Ihnen, lieber Peter Härtling, gratuliere ich von Herzen zu dieser schönen Auszeichnung. Ebenso darf ich Ihnen die Glückwünsche von Frau Ministerpräsidentin Malu Dreyer und Frau Kulturministerin Vera Reiß überbringen.

Eines Ihrer allerschönsten Bücher heißt „Ben liebt Anna“. Gestatten Sie mir bitte, Ihnen mit ganz viel aufrichtigem Pathos zu sagen, dass wir alle, die wir ohne Bücher nicht leben wollen, Sie lieben, verehrter Peter Härtling. Herzlichen Glückwünsch!

Thomas Scheuffelen

Anfänge und Orte

Laudatio auf Peter Härtling



Lieber Peter Härtling -
sage ich, und meine natürlich: Lieber Peter, lieber Freund!

Es ist für mich eine große Freude, Dich heute loben zu dürfen - gerade hier, im Herzen von Rheinhessen, der Heimat meiner Frau, und noch dazu anlässlich eines Preises, der den Namen von Elisabeth Langgässer trägt – einer Autorin, deren Bücher mir, uns beiden, seit langem viel bedeuten!

So schlüpfte ich also flugs in die Rolle des Laudators und, wie es sich bei solchem Anlaß geziemt, rede jetzt von Dir in der dritten Person Singular.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

natürlich muß man den Autor Peter Härtling nicht mehr vorstellen, denn er ist wirklich berühmt, bei Erwachsenen wie bei Kindern, berühmt wie nur sehr wenige deutsche Autoren der Gegenwart.

Gestern Abend haben Sie ja selbst miterleben können, wie bewegend, wie intensiv die Art seines Vorlesens ist. Seine Bücher werden von Leserinnen und Lesern jeden Alters nicht nur gemocht, sondern oft geradezu geliebt, und so genügt es, beispielhaft ein paar Titel zu nennen, und viele werden sich an eigene Leseerfahrungen erinnern.

Ob es Romane über Dichter sind wie *Niembsch*, jener so anmutige frühe Lenau-Roman, oder der große Roman über *Hölderlin* – ein Buch, mit dem es Härtling damals, Mitte der Siebzigerjahre, sozusagen aus dem Stand gelungen ist, ein in Deutschland eher gering geschätztes Genre ins ernsthafte literarische Gespräch zu holen. Oder die Musikerromane, etwa über Schubert, über Schumann, über Fanny Hensel. Ob es Romane mit nur gelegentlichen autobiographischen Spuren sind, wie *Eine Frau* oder *Felix Guttmann*, oder deutlich autobiographisch getönte Bücher wie *Der Wanderer*, dieses um Wilhelm Müllers Verse aus der „Winterreise“: „*Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus*“ so wunderbar leicht komponierte Buch, das für mich die Essenz von Härtlings Themen enthält. Oder *Nachgetragene Liebe*, das Buch über den Vater, und *Herzwand*, mit dem Untertitel *Mein Roman*. Dann die späten, offen autobiographischen Bücher: *Leben lernen*, *Die Lebenslinie*, und jüngst, als bisher letztes dieser Reihe, der Bericht: *80. Versuch einer Summe*.

Schließlich, und gewiß nicht zuletzt, die Gedichtbücher: *poeme und songs*, *Yamins Stationen*, *Unter den Brunnen*, *Spielgeist Spiegelgeist*, *Anreden*, *Vorwarnung*, *Die Mörsinger Pappel* - Härtlings Gedichte haben alle ihren eigenen, ganz unverwechselbaren Ton.

Nicht zu vergessen: Peter Härtling, der wie viele Autoren das Handwerk des Schreibens als Journalist gelernt hat, ist immer wieder vom Schreibtisch aufgestanden

und hat sich, zornig, empört, eingemischt, zum Beispiel im Kampf gegen die Startbahn West. Und auch sonst immer wieder.

Daß der *Autor für Kinder* hier auf gar keinen Fall fehlen darf, zeigt sich schon dadurch, daß Titel wie *Das war der Hirbel*, *Oma*, *Theo haut ab*, *Ben liebt Anna* oder *Krücke* (die Aufzählung ist auch da keineswegs vollständig), daß diese Titel nicht nur fast allen Jugendlichen bekannt sind, sondern daß sie die Bücher irgendwann auch tatsächlich gelesen haben.

Und wie bei Erich Kästner – der auch für Erwachsene und für Kinder geschrieben hat und dessen Ruhm sich noch heute aus diesen beiden Feldern zugleich herleitet – wie bei Erich Kästner sind immer wieder Schulen nach Peter Härtling benannt worden.

Nein, wer Peter Härtling ist, muß man heute gewiß nicht mehr erklären!

Und eben las ich im Katalog eines renommierten Antiquars, der Härtlings frühen Gedichtband *Unter den Brunnen* anbot: „Daß der große Erzähler als Lyriker angefangen hat, wird kaum beachtet.“¹

Doch gerade darüber, über *Anfänge*, über Peter Härtlings lyrische Anfänge, will ich heute zu Ihnen sprechen, und auch über *Orte*, und möchte ich Sie jetzt mitnehmen zu zwei Städten, die für Peter Härtlings Anfänge eine gar nicht zu überschätzende Bedeutung haben und die beide am Neckar liegen: die Städte *Nürtingen* und *Esslingen*.

Anfänge (1): Nürtingen

„Zeige deine Wunde“ - so heißt eine berühmte Arbeit von Joseph Beuys, die 1976 für München erworben wurde, damals wegen ihrer verstörenden Radikalität in der Stadt eine Welle ungeheurer Empörung, ja Haß auslöste, heute aber, als ein Hauptwerk von Beuys, ein Glanzstück der Ständigen Ausstellung im Münchner Lenbachhaus ist.

„Zeige deine Wunde“ - über keinen Abschnitt seines Lebens hat Peter Härtling so oft, so eindringlich, so berührend geschrieben wie über seine Kindheit und Jugend in Nürtingen, über keine Stadt hat er sich heftiger, insistierender, leidenschaftlicher geäußert.

Die Kleinstadt am Neckar, in der Friedrich Hölderlin aufgewachsen ist, in der seine Mutter lebte und wohin Hölderlin in der ersten Hälfte seines Lebens immer wieder zurückkehrte;

eine nüchterne, ganz und gar protestantisch geprägte Stadt, eine schwäbische Industriestadt mit einer trotz aller Bausünden noch gut erhaltenen Altstadt;

eine Stadt, deren Dächer damals grau waren vom ständigen Staub des örtlichen Zementwerks:

Das war die Stadt, in die es den jungen Peter Härtling mit Mutter, Schwester, Großmutter und Tante nach dem Krieg und der Vertreibung aus Mähren verschlagen hatte, in der er gestrandet war, traumatisiert durch frühe Schreckenserfahrungen - den Tod des Vaters unterwegs auf der Flucht, den Selbstmord der Mutter bald nach der Ankunft in Nürtingen - ein verstörter Flüchtlingsjunge, elternlos, fremd unter fremden Leuten, von denen er sich, bis auf ganz wenige Ausnahmen, abgelehnt und ausgegrenzt fühlte.

Von Flüchtlingen ist ja zur Zeit jeden Tag die Rede, wir lesen's in der Zeitung, hören's im Radio und werden im Fernsehen damit konfrontiert. Aber, meine Damen und Herren, Sie können es mir glauben: Peter Härtling weiß, was das heisst und wie sich das anfühlt: ein *Flüchtling* zu sein!

Dort, in der schwäbischen Provinz, in diesem Nürtingen, gegen das er sich, schreiend, immer aufs neue zur Wehr setzen mußte, dort sind Härtlings erste lyrische Versuche entstanden, die er auf Rat seines Deutschlehrers Erich Rall und des Nürtinger Künstlers Fritz Ruoff an den Bechtle Verlag im nahen Esslingen schickte. Dessen Lektor Kurt Leonhard empfing den jungen Autor auch wirklich eines Tages im großen alten Verlagsgebäude der *Eßlinger Zeitung* am Marktplatz, oben in seinem winzigen Büro, versprach, eine Auswahl seiner Verse zu drucken, vor allem aber, so Härtling im Rückblick, eröffnete er ihm die Aussicht, dann, vielleicht einmal - ein Dichter zu werden.

Ein olivgrünes schmales Heft, „als Manuskript gedruckt“, mit Zeichnungen seines väterlichen Freundes Fritz Ruoff, so ist, unter dem Titel *poeme und songs*, Härtlings Erstling in geringer Auflage 1953 bei Bechtle in Esslingen erschienen. Das kleine Heft war immer selten, inzwischen ist es antiquarisch kaum noch aufzutreiben; ebenso das zweite jener frühen Gedichtbücher des jungen Peter Härtling. 1955 kam bei Bechtle der Band *Yamins Stationen* heraus, mit einem Nachwort des Lektors Kurt Leonhard, und wieder mit einer Zeichnung von Fritz Ruoff auf dem Umschlag, der diesmal aus „festlichem“ weißen Glanzpapier war. Die *Yamin*-Gedichte sind zarte, verletzliche Gebilde, ähnlich jenen transparenten farbigen Hauchbildern, die wir uns als Kinder auf die flache Hand legten, bis sie sich dort allmählich sacht zu wölben begannen.

1958 kam dann bei Bechtle noch ein dritter Gedichtband von Peter Härtling heraus: *Unter den Brunnen*, am Schluß mit Kindergedichten, die Härtling seiner Frau Mechthild gewidmet hat.

Drei Gedichtsammlungen Härtlings hintereinander. Was war das für ein Verlag, in dem diese Gedichte erschienen sind?

Anfänge (2): Junge Lyrik in Esslingen

Manchmal sind es bloß Zufälle, die darüber entscheiden, wo sich literarische Zentren bilden, wo ein Brennpunkt entsteht, an dem sich literarisches Leben entfalten kann, jedenfalls für eine begrenzte Zeit.

Ein solcher Brennpunkt war für ein knappes Jahrzehnt, für die Jahre 1950 bis 1959, Esslingen am Neckar, eine vom Bombenkrieg wunderbarerweise verschonte ehemalige freie Reichsstadt im deutschen Südwesten, nahe bei Stuttgart, eine Stadt, die zwar früh zum Industriezentrum wurde, deren mittelalterlicher Kern, von Dichtern der deutschen Romantik wie Achim von Arnim oder Wilhelm Müller gerühmt, sich aber bis heute erhalten hat.

Der Zufall hat es so gefügt, daß gleich nach dem Krieg der in Berlin geborene, aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Italien entlassene Kunsthistoriker Kurt Leonhard nach Esslingen verschlagen worden ist. Schon bald wurde er Lektor des Bechtle Verlags, der zur *EBlinger Zeitung* gehörte und dem Zeitungsverlag und der Druckerei erst 1949 angegliedert worden war.

Im Lauf eines knappen Jahrzehnts sind dann bei Bechtle in Esslingen 13 Lyriktitel erschienen, denn der Lektor durfte in aller Regel nur ein bis zwei Lyrikbände pro Jahr ins Programm nehmen. Die Auflage war bescheiden; im Rückblick spricht Leonhard von „*höchstens 400 – 500 Exemplaren*“, die der vorsichtige Verleger jeweils drucken ließ.

Ohne Kurt Leonhard und sein entschlossen modernes Lyrikprogramm – ein Programm aus lauter Anfängen – wäre der Bechtle Verlag heute literarisch kaum noch interessant. Erst Leonhards intellektuelle Neugier, sein urbanes Wesen, sein vielfältiges Beziehungsgeflecht zu Künstlern und Autoren (heute würde man von einem Netzwerk sprechen), seine Offenheit für neueste Strömungen hat diese unerwartete Blüte überhaupt erst ermöglicht.

Wie ein kleines Wunder will es uns erscheinen, was da, in der schwäbischen Provinz, ein paar Jahre lang möglich war. Das Lyrikprogramm bei Bechtle bestand fast nur aus Debütanten, Autoren, die vorher noch nichts veröffentlicht hatten, und, so Kurt Leonhard in einem Gespräch, das ich vor Jahren mit ihm führen konnte: „*Sie sind alle bekannt geworden, bekannter als ich!*“

Das gilt natürlich vor allem für den jüngsten der fünf Lyriker, für Peter Härtling. Andere Namen müßte man heutigen Lesern schon wieder erklären: Wolfgang Bächler, Heinz Piontek, Johannes Poethen - kennt man die noch? Und wie ist es mit Helmut Heißenbüttel? Hat man heute noch eine Vorstellung davon, wie einflußreich eine Figur wie Heißenbüttel für die Literatur der Sechziger- und Siebzigerjahre gewesen ist?

Die fünf Lyriker, die Kurt Leonhard bei Bechtle herausbrachte, hatten eine gemeinsame Grunderfahrung: Sie waren alle traumatisiert vom Krieg, und einige zählten auch zu den Kriegsversehrten.

So vor allem Helmut Heißenbüttel, dem 1941 in Rußland, als jungem Offizier, als kam Zwanzigjährigem, ein Arm amputiert worden war. Seine Einarmigkeit, der leere linke Ärmel aller Jacketts, gehörte fortan zu seiner Erscheinung und ließ für jeden, der ihm gegenüber saß, keinen Zweifel aufkommen an den gravierenden Kriegsfolgen.

Zwischen Peter Härtling und dem zwölf Jahre älteren Helmut Heißenbüttel hat damals, 1953, im Umfeld des Bechtle Verlags und seines Lektors Kurt Leonhard, eine Freundschaft begonnen, die, trotz aller Verschiedenheit der beiden Autoren, ein Leben lang bestanden hat.

Anfänge (3): Ein Besuch in Hamburg

Der junge Peter Härtling versuchte sich in Nürtingen, zunächst als freier Mitarbeiter, dann als Volontär bei der Lokalzeitung, mehr schlecht als recht durchzuschlagen, schrieb aber immer schon Gedichte. Eine Auswahl davon sollte nun bei Bechtle im

benachbarten Esslingen herauskommen, und dessen Lektor Kurt Leonhard hatte dem vielversprechenden jungen Mann 1953 bei einem Besuch im Verlag den Durchschlag des Gedichtmanuskripts eines bisher unbekanntes Autors aus Hamburg mitgegeben, als Lektüre im Zug zurück nach Nürtingen. Es sei „eine phänomenale Entdeckung“, hatte Leonhard ihm dazu gesagt.

In seiner fünfzig Jahre später erschienenen Autobiographie *Leben lernen* erinnert sich Peter Härtling an diese erste Berührung mit Texten von Heißenbüttel, während der kurzen Zugfahrt von Esslingen zurück nach Nürtingen:

„Das war einer jener Augenblicke (...), die mich plötzlich aus der Zeit hoben und meine Laufrichtung veränderten. Noch nach fünfzig Jahren wiederholt sich dieser Schock, in vier oder fünf Versen sich selber zu entdecken, aber in einer anderen, neuen Sprache. Die Räder unter mir klopfen das Metrum. Ich lernte, was ich noch nicht konnte. Ich lernte

Einfache Sätze:

*Während ich stehe fällt der Schatten hin
Morgensonne entwirft die erste Zeichnung
Blühen ist ein tödliches Geschäft
Ich habe mich einverstanden erklärt
Ich lebe.“²*

Spontan beschließt der junge Peter Härtling, diesen unbekanntes Dichter in Hamburg aufzusuchen, und wendet sich an ihn, in einem langen Brief.

Kann man sich sowas heute überhaupt noch vorstellen? Da schreibt ein junger Mann, ein völlig unbekanntes Zwanzigjähriger, im September 1953 an einen zwölf Jahre Älteren, schreibt, daß er ihn in Hamburg besuchen möchte, und erhält umgehend, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, auf einer Postkarte die freundliche Zusage: „Bitte. Kommen Sie vorbei.“

Der junge Mann setzt sich daraufhin in den Nachtzug nach Hamburg (das Fahrgeld hatte er sich vorher noch leihen müssen!), kommt in aller Herrgottsfrühe, um sechs Uhr morgens, am Hauptbahnhof in Hamburg an, begibt sich stehenden Fußes zur angegebenen Adresse und läutet den ihm völlig Unbekanntes buchstäblich aus dem Bett. Von diesem Besuch in Hamburg im Jahre 1953 hat Härtling in der Autobiographie *Leben lernen* eindringlich erzählt und darin auch den ersten Eindruck von Heißenbüttels Person wunderbar treffend charakterisiert:

„Er sprach leise. Nie würde ich ihn laut hören. (...) Als er in der Tür stand, sah ich, wie groß er war, mager, der linke Arm der Schlafanzugjacke baumelte leer. Er lächelnte, als ich es bemerkte, nickte mir zu. Ich wußte, er war zwölf Jahre älter als ich, war Soldat gewesen, aber sein Kopf verjüngte ihn, ein sehr schmaler Schädel, unter der eher beiläufig hohen Stirn Augen, deren Aufmerksamkeit immer von einem kaum sichtbaren, Fältchen werfenden Lächeln begleitet wurde.“³

Nach der Rückkehr schreibt der junge Autor am 29. November 1953 aus Nürtingen an Heißenbüttel etwas, das weit vorausdeutet, auf ein großes Lebensthema Härtlings:

*„Vor meinem Fenster liegt die Schwäbische Alb. Schier zum greifen.
Sie spricht sanft und gelassen. Man versteht die runden Berge nur, wenn man
Hölderlin kennt. Oder: man weiß Hölderlin nur, wenn... Blödsinn.“*⁴

Haben wir hier vielleicht einen ersten Keim des dann mehr als zwanzig Jahre später entstehenden Hölderlin-Romans?

Inzwischen hatte Härtling eine feste Stelle als Redakteur bei der Heidenheimer Zeitung bekommen, und auch von dort schreibt er an Heißenbüttel: *„Yamin grüßt den Poeten in Hamburg aus der Neonstube“*, heißt es im Brief vom 1. Februar 1954.⁵

In diesem Februar 1954, mit der Aussicht auf einen neuen Band bei Bechtle, entstehen viele Gedichte, die er fast mit jedem Brief an Heißenbüttel nach Hamburg schickt: *“...wieder ein Poem in der Nacht schnell abgetippt“*, schreibt er beispielsweise am 21. Februar in der Redaktion, während der Ticker ständig Nachrichten übermittelt:

*„Die Nacht hängt vorm Fenster, mit Neon gemischt. Bei mir im Zimmer hämmert
der Fernschreiber dauernd. Seltsam. Und ich flüster meine Poeme daneben hin.
Immer neue.“*⁶

Ein Foto aus dieser Zeit zeigt ihn spätabends in der Zeitungsredaktion an seiner Reiseschreibmaschine, jener „Hermes Baby“, die er bis vor wenigen Jahren noch täglich benutzt hat.

Hier nun ein kurzes Gedicht, eines der für Härtling so charakteristischen Widmungsgedichte an Freunde. Es ist Kurt Leonhard gewidmet und 1958 im Band *Unter den Brunnen* bei Bechtle in Esslingen erschienen:

wandlung

für kurt leonhard

*plötzlich wird der fremde mann
hell und heiter
sieh er kann
seine leiter
an den himmel lehnen
und den schönen
auch bizarren
wolkenfrauen
dinge sagen
unverständlich
selbst für dich*

Über *Anfänge* will ich ja heute sprechen. Dazu gehören natürlich auch eigene Erfahrungen. Nach dem ersten Teil, den lyrischen Anfängen des Autors Peter Härtling, wende ich mich nun, in einem zweiten Teil, unseren gemeinsamen Anfängen zu, Erfahrungen als Peter Härtlings Lektor bei Luchterhand in Darmstadt, damals, in den Siebzigerjahren.

Anfänge (4): Im Luchterhand Verlag in Darmstadt (1973-1980)

Manchmal gibt es in der Literatur Beziehungen, die scheinbar schon immer da sind, deren unterirdische Linien sich abzeichnen beginnen, lange vor der persönlichen Begegnung.

So ging es mir mit Peter Härtling. Sein Name war schon dem Schüler des Hohenstaufen-Gymnasiums in Göppingen ein Begriff, einem Schüler, der sich schon früh zu den Büchern geflüchtet hatte und Anfang der Sechzigerjahre wie von selbst immer wieder auf den Namen Peter Härtling stieß – sei es in der „Welt der Literatur“ durch die Kolumne „Peter Härtling erinnert an vergessene Bücher“; sei es durch Beiträge im damals von Härtling geleiteten „Literaturblatt“ der legendären, längst verschwundenen „Deutschen Zeitung und Wirtschaftszeitung“, die mein Vater glücklicherweise in jenen Jahren abonniert hatte; sei es durch die mit Grieshaber-Holzschnitten geschmückten Verlagsprospekte des Esslinger Bechtle Verlags.

Und jetzt war ich also plötzlich Lektor bei Luchterhand, einem Verlag, zu dessen Autoren auch dieser Peter Härtling gehörte.

Wann ich ihm im Verlag zum erstenmal begegnet bin, weiß ich nicht mehr genau. Es wird aber gleich im Januar 1973 gewesen sein, denn bestimmt wird Otto F. Walter, der junge Schweizer Verlagsleiter, mich ihm recht bald vorgestellt haben.

Peter Härtling, noch nicht sehr lange Luchterhand-Autor, und ich, sein neuer Lektor – beide waren wir damals jung. Er, der gerade den Absprung aus dem gut-bezahlten Job als Verlagsleiter des S. Fischer Verlags in die Existenz eines freien Schriftstellers gewagt hatte, war vierzig; ich, direkt von der Uni und frisch promoviert, zweiunddreißig.

Acht Jahre, fast auf den Tag genau, trennten uns, denn beide haben wir Mitte November Geburtstag, sind also im Sternzeichen des Skorpions geboren. Aber wichtiger, viel wichtiger waren unsere beiden Geburtsjahre, denn es waren unheilvolle Jahre: 1933 und 1941. Deren schwere Schatten haben uns immer begleitet, und begleiten uns weiter, noch heute.

Sieben Jahre haben wir dann bei Luchterhand an Härtlings ersten Büchern als freier Schriftsteller zusammengearbeitet, und aus dieser engen Zusammenarbeit ist eine Freundschaft entstanden, die über all die Jahre gehalten hat.

Heute, nach immerhin vier Jahrzehnten, sind wir zwar beide ein bißchen älter geworden. Aber sonderbar, wann immer ich etwas von ihm lese, wann immer wir uns treffen, uns sehen und sprechen, spüre ich eine große Nähe und Verbundenheit, die mir jetzt, mit den Jahren, immer wertvoller wird.

Nun möchte ich Ihnen noch ein wenig erzählen von der Zusammenarbeit mit Peter Härtling – am Beispiel von zwei frühen Büchern: dem Roman *Eine Frau* und dem Buch über *Hölderlin*.

Es waren damals wirklich *Anfänge*, für uns *beide*.

Der Roman *Eine Frau* (1974)

Im Januar 1973 begann ich also meine Arbeit in Darmstadt als Lektor im Luchterhand Verlag, und es erschien mir damals und erscheint mir auch im Rückblick ganz selbstverständlich, daß unter den ersten Manuskripten, die ich vorfand, auch gleich ein Roman von Peter Härtling war, ein allerdings erst entstehender und offenbar weitverzweigt angelegter Roman, dessen einzelne Kapitel im Abstand von wenigen Wochen auf meinen Darmstädter Schreibtisch kamen - in fast immer handschriftlich mit blauer Tinte adressierten und mit Sondermarken frankierten großen Umschlägen - zuverlässig begleitet von kleinen Kärtchen mit kurzen handschriftlichen Mitteilungen, etwa so: „*Ende des 2. Teils von Eine Frau. 3. Teil folgt*“; oder auch so: „*Weitere 10 Kapitel sind zum Abschreiben in München. Und dem Otto F. Walter lassen Sie's kopieren? Danke*.“

Einmal, am 16. Februar 1973, kam aus der Werkstatt des Autors auch ein mit Schreibmaschine geschriebener Brief, mit einem Gedicht:

„*Kritischer Moment beim Schreiben eines Romans*“

*Wenn, wie so oft, dein Gegenüber, diese
Erfindung aus Wirklichkeiten, sich wehrt
einen Satz zu sagen, den du ihr zgedacht hattest,
eine sprechende Stelle aus deinem Gedächtnis,
begreifst du von neuem, dass es kein Spiegelbild
ist, mit dem du, seit langem, täglich umgehst.“⁷*

Fast auf den Tag genau ein Jahr später, am 19. Februar 1974, schickte Härtling dann auf drei Seiten eine „Vorläufige Auskunft“ zu *Eine Frau*. Der geplante Roman über die Figur der Katharina Wüllner, der drei Teile umfaßt, zeitlich von 1902 bis 1970 reicht und hauptsächlich in Dresden, Prag, Brünn, Wien und Stuttgart spielt, trug da noch den Untertitel „*Die Geschichte einer zögernden Emanzipation*.“

Wie alle Romane Härtlings war auch dieser klar strukturiert. Zum Stand der Sache hieß es: „*Der erste Teil ist fertiggestellt. Hier die Kapitelüberschriften (...) Für den zweiten Teil sind die meisten Kapitel konzipiert. Der dritte Teil wartet*.“

Und da wir es mit einem absolut professionellen Autor zu tun hatten, der nicht nur die Literatur, sondern auch das Verlagsgeschäft von allen Seiten, nein, aus dem Fundament kannte und sich um mögliche Nebenrechte durchaus selbst kümmern konnte, stand ganz am Ende der drei eng getippten Seiten noch die lapidare Mitteilung: „*Durch einen glücklichen Zufall ist der Stoff des zweiten Kapitels – Der Vater oder fünf Hände im Schreibtisch – bereits als Fernsehspiel angenommen. Es soll im Herbst vom SFB produziert werden*.“

Und so geschah es dann auch.

Ein paar Wochen später, auf zwei handschriftlichen Karten, hieß es:

„(...) fertig! Seit zwei Tagen korrigiere ich die beiden ersten Teile. Streng. Hier bekommen Sie, bis auf vier Kapitel, den dritten Teil. Noch unkorrigiert.“

Und im April 1974:

„(...) dies ist der Schluss. Ich atme auf. Und bin der Sache sicher. Frohe Ostern! (...) Anbei auch Inhaltsverzeichnis.“

Vorher war schon, sorgfältig gesetzt und in grauer Schrift schön gedruckt, die vom Verlag hergestellte Umzugsanzeige gekommen:

„Peter Härtling / 6083 Walldorf / Finkenweg 1 / Ab 1. Januar 1974 bin ich unter dieser Adresse zu erreichen.“

Zur Lektoratsarbeit fuhr ich nun regelmäßig von Darmstadt über die Autobahn nach Walldorf hinüber, wo Peter Härtling mit seiner Familie in einer damals schon berühmten Mustersiedlung von Richard Neutra wohnte.

Der aus Wien stammende, in Kalifornien lebende Stararchitekt hat in Europa nur wenige Bauten entworfen, darunter zwei Villen im Tessin. In Deutschland gibt es zwei Neutra-Häuser in Wuppertal, vor allem aber diese beiden von Richard Neutra bis ins kleinste Detail durchgeplanten Wohnanlagen: eine in Quickborn bei Hamburg, die andere, mit 42 Häusern, in Walldorf bei Frankfurt.

In seinem Buch *Leben lernen* und im Roman *Felix Guttmann* hat Peter Härtling von der Neutra-Siedlung in Walldorf erzählt, und in einem späteren Beitrag für den Hessischen Rundfunk hat er berichtet, wie der berühmte Architekt, kaum war die Familie im Finkenweg eingezogen, bei Härtlings geklingelt habe, um nachzuschauen, ob das Haus und die neuen Bewohner denn auch zusammenpassten:

„Er war zufrieden. Und wir blieben es auch, mit seinem Haus.“

Vor diesem hellen, ganz leicht wirkenden Flachdachhaus - dessen große Glasfronten zur Gartenseite hin Transparenz schaffen und die Natur in den Wohnraum holen - hier saßen wir uns nun zum erstenmal gegenüber, eine sich später, von Buch zu Buch, noch oft wiederholende Situation, draußen auf der überdachten Terrasse vor Härtlings Arbeitszimmer.

Und schon der erste Satz des Romans:

„Es konnte immer nur der Garten sein, der von wandernden Lichtern durchbrochene Schatten der Buchenhecke, der Pavillon, die Laubhütte unter den Birken, oder das abendliche Solo des böhmischen Trompeters, der im Haus nebenan Gärtner war, es konnte, beschrieb sie ihre Kindheit, nur der Garten sein...“

- schon dieser erste Satz klang wie eine Melodie, und wie alle Sätze des Romans haben wir uns auch diesen so schwebenden Beginn von *Eine Frau* mehrmals laut vorgelesen, damals auf der sommerlichen Terrasse in Walldorf, so lange, bis wir zufrieden waren.

Um die Mittagszeit unterbrachen wir unsere Arbeit, und ich wurde mit an den Esstisch der Familie gebeten. Zu meiner Freude pflegte Mechthild Härtling schwäbische Gerichte zu kochen, die mir von daheim alle vertraut waren, und hier, inmitten seiner Familie, war Peter Härtling nun nicht mehr Autor; hier erlebte ich ihn als Vater, als beharrlich fragenden und geduldig antwortenden Vater einer überaus lebhaften Kinderschar. Alle vier Härtling-Kinder haben (fast hätte ich gesagt: natürlich) literarische Namen: Fabian, der Älteste, dann Friederike, dann Clemens, schließlich Sophie, die Jüngste.

Diese gemeinsamen Mittagessen mit der Familie in Walldorf waren immer höchst lebendig, unterhaltsam und eine willkommene Abwechslung vor der weiteren ersten Arbeit am Text und der Rückfahrt nach Darmstadt in den Verlag.

Dann ging es zügig weiter, und im August 1974, rechtzeitig zur Messe, konnte der fertige Roman an die Buchhandlungen ausgeliefert werden.

Es war ein Buch, das offenkundig eine Existenz als freier Schriftsteller begründen sollte und deshalb für ein breites Publikum gedacht war, und es hat uns alle im Verlag gefreut, als einer der namhaftesten deutschen Literaturkritiker, Rolf Michaelis, in der „Zeit“ über den Roman *Eine Frau* urteilte:

„Peter Härtling schreibt mit dieser Geschichte vom Verfall einer Familie und von der bedächtigen Emanzipation einer Frau etwas, das es in der zeitgenössischen deutschen Literatur gar nicht gibt, einen ernst zu nehmenden Unterhaltungsroman.“

Und in der „Süddeutschen Zeitung“ schrieb Barbara Bondy:

„Gelegentlich...trifft ein Passus so ins Schwarze, daß man ihn in Anthologien und Schullesebüchern der deutschen Geistesgeschichte nachdrücklich erhalten möchte: Ich denke an den großen Traum des jüdischen Onkels David, situiert in das Jahr 1918, eine visionäre Beschreibung des Entsetzens, ein Jahrhundertzeichen.“

Zum Schluß noch ein letztes Beispiel.

Hölderlin. Ein Roman (1976)

Vor vierzig Jahren, fast auf den Tag genau vor vierzig Jahren, am 21. Februar 1975, hat es begonnen, mit einem Brief.

Der Luchterhand Verlag war da noch am Donnersbergring in Darmstadt, auf dem Gelände der verlagseigenen Druckerei. In einem niedrigen, barackenartigen Gebäude im Hof hinter der Druckerei befanden sich die Vertriebs-, Werbe-, Presse- und Lizenzabteilung und die Verlagsleitung. Im Stockwerk über der Druckerei, deren große Maschinen man dort oben manchmal hören konnte, waren, um Wege zu sparen, die Lektorate und die Herstellabteilung zusammen untergebracht.

Dieser Tag im Februar 1975 begann wie jeder andere Vormittag im Verlag mit der raschen Durchsicht der Post: die üblichen Anfragen, auch ein paar größere Umschläge, die fast immer unverlangt eingesandte Manuskripte mit teilweise sehr ausführlichen Begleitschreiben enthielten, und Briefe von Autoren des Verlags, die korrigierte Fahnen zurückschickten, sich nach den neuesten Absatzzahlen erkundigten oder auf erste Besprechungen warteten.

Die gewohnte Lektoratspost eben, es war alles wie immer.

Und doch war es an diesem Morgen anders, das spürte ich, noch bevor ich den Brief geöffnet hatte, den Brief von Peter Härtling.

Sein Roman *Eine Frau*, gerade vor wenigen Monaten, im Herbst 1974 erschienen, hatte alle Hoffnungen des Verlags erfüllt und war gleich zu einem Erfolgstitel geworden. „3 Monate nach Erscheinen bereits in der 4. Auflage. 5. Auflage im Druck“ zierte, vom Werbeleiter handschriftlich hinzugefügt, stolz eine Luchterhand Anzeige in der „Zeit“:

Nun hatte ich einen Brief Peter Härtlings vor mir, einen langen Brief, der ausdrücklich an seinen Lektor gerichtet war und von Überlegungen zu einem neuen Buch handelte, von zwei recht unterschiedlichen Themen, die Härtling nicht nur beschäftigten, sondern offenbar so in Atem hielten, daß er, wie er schrieb, sich hin- und hergerissen fühle:

„...ich habe mich, für das eine Thema recherchierend, verheddert, bin ganz unversehens in andere Bereiche geraten (...), habe nun zwei Stoffe, von denen ich nicht loskomme(...), aber – zwei Bücher kann ich nicht auf einmal schreiben, nicht wahr?“

Das eine war ein Stoff aus seiner Zeit als Redakteur bei der Heidenheimer Zeitung, eine Art Kriminalroman, eine geheimnisvolle Mordgeschichte aus den fünfziger Jahren, von der er mir schon mal erzählt hatte. Dieses Thema nahm im Brief eine ganze Seite ein.

Für das zweite Thema brauchte er bloß halb soviel Platz. Er sei, schrieb er, dabei auch wieder auf „*alte Hölderlin-Notizen*“ gestoßen und habe sich in Adolf Becks Dokumentenband so festgelesen, daß er sich sogar eine Art Biographie vorstellen könne.

Welches der beiden Themen er denn nun weiterverfolgen solle? Er brauche jetzt meinen Rat, schrieb er, „*ganz einfach ein Zeichen, ein Startzeichen*“; und bat mich, die Sache zunächst mal nur im Verlag zu besprechen.

Nachdem ich den Brief nochmal gelesen hatte, nahm ich ihn und ging hinunter und über den Hof zu unserem Werbeleiter, der ihn rasch überflog und gleich meinte, das sei doch ganz klar, natürlich solle Härtling den Krimi schreiben, unbedingt, man wolle ein neues Buch von ihm ja ähnlich gut verkaufen wie den Roman ‚Eine Frau‘, und Hölderlin, das klinge doch eher schwierig.

Auch von anderen Kollegen im Verlag gab es an diesem Vormittag unten in der Baracke sehr ähnliche Reaktionen - und übereinstimmend den Rat, gerade jetzt, nach dem so erfreulichen Erfolg des Romans *Eine Frau*, müsse es nochmal ein gut verkäuflicher Titel sein, jedenfalls nichts so Sperriges wie Hölderlin.

So nahm ich also den Brief, ging wieder über den Hof zum Druckereigebäude hinüber und nach oben in mein Büro, machte die Tür zu, setzte mich an den Schreibtisch, griff zum Telefonhörer und gab ein Telegramm auf, dessen Wortlaut mir noch genau im Gedächtnis ist:

*„Lieber Peter Härtling, schreiben Sie den Hölderlin!
Auf bald, Ihr Thomas Scheuffelen.“*

Heutzutage würde man natürlich eine Mail schicken oder eine SMS. Aber sowas gab es damals ja noch nicht.

Als das Telegramm an jenem 21. Februar 1975 in Walldorf ankam, so sagte mir Mechthild Härtling später, habe er noch am selben Nachmittag mit der Arbeit am *Hölderlin*-Roman begonnen.

Bald kam dann schon eine Auflistung möglicher Kapitel, um die Fülle des Materials zu sichten, eine vorläufige Liste von mehreren Seiten, die dann allmählich immer genauer wurde.

Bei einem unserer schönen Lektoratsgespräche in Walldorf – in meiner Erinnerung war es dabei immer Sommer, und immer saßen wir, rauchend, jeder ein Exemplar des Textes vor sich, auf der überdachten Terrasse vor seinem Arbeitszimmer, und lasen uns langsam Satz für Satz vor – bei einem dieser sommerlichen Lektoratsgespräche hat Peter Härtling ganz schnell mit weichem Bleistift eine spontane Gliederung des entstehenden Romans skizziert, mit dazwischen geschalteten Kapiteln, die ‚Berührungsangst‘ hießen und von I bis VI römisch nummeriert wurden. Auf meine Bitte hin hat er mir das Blatt damals geschenkt und sich an jenem 4. August 1975 *„bloß g’schwind“* eine Kopie gemacht, als weitere Arbeitsgrundlage.

Im Herbst desselben Jahres wurde in Frankfurt vom Verlag Roter Stern der Einleitungsband zu einer vom Herausgeber D. E. Sattler auf zwanzig Bände geplanten völlig neuen Hölderlin-Ausgabe vorgelegt, deren bloße Ankündigung sofort für großes Aufsehen sorgte und deren erste Bände jedesmal von teils heftigen Debatten begleitet wurden, Debatten, deren ferne Auswirkungen noch heute gelegentlich zu spüren sind.

Überhaupt war das Jahrzehnt nach 1968 auch für die Hölderlin-Rezeption eine aufregende Zeit. Aus Frankreich kam die Kunde, Hölderlin sei ein Jakobiner gewesen, und diese vom französischen Germanisten Pierre Bertaux mit großer Verve vorgebrachte These bestimmte über Jahre den Diskurs, wann immer von Hölderlin die Rede war, und das rote Bändchen von Bertaux über *Hölderlin und die Französische Revolution*, 1969 in der edition suhrkamp erschienen, gehörte in jenen Jahren zur Grundausrüstung so gut wie jeder Studentenbibliothek.

Andererseits hatten auch der „Insel-Almanach auf das Jahr 1970“ mit den Gedichten an Hölderlin und natürlich die Marbacher Sonderausstellung von 1970 zu Hölderlins 200. Geburtstag, mit Werner Volkes materialreichem Katalog und den wunderbar klaren Hölderlin-Drucken von Josua Reichert, eine große, lang anhaltende Wirkung. Es war damals gewiß keine schlechte Zeit für Hölderlin.

Und am 14. März 1970 war in der Stuttgarter Zeitung, pünktlich zum 200. Geburtstag, auch ein großer Hölderlin-Aufsatz von Peter Härtling erschienen - an prominenter Stelle, nämlich als Aufmacher der vom unvergessenen Fritz Vogelgsang über viele Jahre souverän gesteuerten Wochenendbeilage „Die Brücke zur Welt“ - die es, freilich in reduzierter Form, noch immer gibt.

Natürlich setzte sich Härtling in diesem Aufsatz auch mit der gerade aktuellen Jakobiner-These von Bertaux auseinander, die er anhand der Lebenszeugnisse überprüfte. Er begann aber mit einem Satz, der im nachhinein aufhorchen läßt: *„Manche Szene ist vorstellbar, sie läßt sich Briefen nacherzählen, berichten, aber die Person bleibt immer rätselhaft entzogen (...)“*

Erzählerische Ansätze wie diese finden sich dann mehrfach:

„Leicht sind solche Szenen zu imaginieren (...)“; heißt es etwa über die Unruhen im Tübinger Stift.

Oder: *„Sein Leben beginnt zu rasen (...) 1801 bricht er nach Frankreich auf, er gelangt – nicht über Paris – nach Bordeaux; die Wanderung über die tief verschneite hohe Auvergne muß grauenhaft gewesen sein (...) Was hat er in Frankreich erlebt, was wurde ihm zugetragen, was hat er gesehen, mit wem hat er diskutiert? Man weiß es nicht.“*

Es sind solche Leerstellen in Hölderlins Leben, die uns Härtlings Aufsatz von 1970 als eine Keimzelle seines großen Hölderlin-Romans lesen lassen. Und so mögen es vielleicht auch diese *„alten Hölderlin-Notizen“* gewesen sein, von denen Härtling dann im Februar 1975 im Brief an seinen Lektor sprach.

Für das Umschlagmotiv hatte sich der Autor das Portrait des 18jährigen Hölderlin gewünscht, jene zarte ovale Bleistiftzeichnung, die wohl von Hölderlins Freund Immanuel Gottlieb Nast stammt.

Pünktlich zur Buchmesse 1976 ist *Hölderlin. Ein Roman* erschienen – und ist dann wirklich Peter Härtlings nachhaltigster Erfolg geworden aus dieser frühen Zeit bei Luchterhand – ein Buch, das von immer neuen Leserinnen und Lesern entdeckt wird, seit vierzig Jahren, bis heute.

¹ Antiquariat Frank Albrecht, Schriesheim, Katalog 211, S.20

² Peter Härtling, *Leben lernen. Erinnerungen*, Köln: Kiepenheuer und Witsch 2003, S.140 f.

³ a.a.O., S.143

⁴ Archiv der Akademie der Künste (AdK) Berlin, Heißenbüttel-Nachlaß.

⁵ a.a.O..

⁶ a.a.O..

⁷ Erstdruck in: *Jahresring 1974/75, Literatur und Kunst der Gegenwart*, Stuttgart 1974. Auch in: Peter Härtling, *Gesammelte Werke*, Band 8, *Gedichte*, hrsg. v. Klaus Siblewski, Köln: Kiepenheuer und Witsch 1999, S. 610



Nada oder Auferstehung

Rede zum Elisabeth Langgässer-Preis

Prof. Dr. h. c. Peter Härtling

Herr Blechschmid, Bibliothekar in der Stadtbücherei Nürtingen und schon mein Berater, als die noch Amerika-Bibliothek hieß, legte die Hand auf das Buch, das ich über die Ausleihe reichte, „Märkische Argonautenfahrt“ von Elisabeth Langgässer. Er überrumpelte mich mit der Frage: Bist du katholisch? Ich schüttelte den Kopf: Sie wissen doch, dass ich evangelisch bin. Und ich wiederum wusste, dass die Langgässer katholisch war. Ihren Roman „Das unauslöschliche Siegel“ hatte ich nicht geschafft, doch den „Gang durch das Ried“ und die wunderbaren Gedichte aus „Der Laubmann und die Rose“. Blechschmid war sich nicht sicher, ob ich diesem Buch gewachsen sei. Seine Hand blieb fest auf dem Buch: Und hast du Interesse an griechischer Mythologie?

Fragen Sie wegen der Argonauten? Seine Sturheit ärgerte mich allmählich. Soll ich Ihnen die Geschichte von Jason erzählen oder die vom Goldenen Vlies oder die von Medea, der Frau Jasons, die er mit Glauke betrog, die ihre drei Kinder umbrachte und dann sich selbst?

Ich überzeugte Blechschmid. Er schob das Buch über die Ausleihe: Über die Argonauten weißt du Bescheid, nur schimpf mir nicht über die unbekanntenen Heiligen, die die Langgässer womöglich erfindet wie im „Unauslöschlichen Siegel“.

So von meinem Bibliothekar eingewiesen und vorbereitet auf die Langgässerschen Wunder, begann ich unverzüglich zu lesen.

Gleich zu Beginn werden die märkischen Nachkriegsargonauten beim Namen genannt und auf einem Foto beschrieben: DIE ARGONAUTEN MIT IHREN DAMEN AUF DEM WEG ZUM GOLDENEN VLIES. Die Verwegenheit und Fragwürdigkeit dieser Gruppe wird in wenigen Sätzen deutlich und macht den Leser gespannt. Den Siebzehnjährigen von damals und den Achtzigjährigen von heute. Aber der Alte reagiert keineswegs so erbost wie der Junge über das unvermittelte Auftauchen einer Heiligen: „Betrachten wir also, bevor wir beginnen, die Geschichte dieser seltsamen Reise und ihrer Menschen wiederzugeben, das Gesicht der heiligen Mutter Cabrini, der ersten Heiligen aus dem Bezirk von Nordamerika.“ Damals störte mich der hymnische Ton, jetzt begreife ich ihn als Stilmittel, als Ausdruck einer inneren Liturgie. Die Sprache fügt sich einem veränderten Rhythmus, wird von ihm getragen. „Getragen“ ist die zutreffende Bezeichnung für diese Stimme, die in die Erzählung einbricht. Inständig wird gerufen, gebetet. Es ist die Liturgie der Davongekommenen. Sie band den jungen Leser von 1950 in die Erzählung ein, machte ihn zum Pilger. Er kannte gleichsam die, von denen hier erzählt wurde: Krank von einer Vergangenheit, aus der sie flüchteten, voller Scham sich umerzählend in eine Zukunft, in der sie anders, besser zu sein vorhatten, Pilger, vielleicht auch Argonauten, wie die um Erlösung schreibende Dichterin kühn die alten Mythen in ihre Religion hereinholte. Sie schrieb sich weg aus der Verkommenheit, der ruinierten Welt. „Das unauslöschliche Siegel“ hatte sie ihrem, in den Endwirren des Nazireiches verlorengegangenen, schließlich wiedergefundenen Verlag übergeben können, auch

Gedichte unter dem Titel „Der Laubmann und die Rose“ sind gesammelt, ebenso Erzählungen. Sie schrieb, wie sie einer Freundin gestand, wie im Rausch. Genau genommen erzählte sie sich aus ihrer Geschichte, ihrer Wut und Trauer über ihr Ungenügen, die zum Grund ihres neuen Romans wurden. Als sie ihn begann, verriet sie schon mit dem ersten Satz: „Die Ereignisse, die hier berichtet werden, haben ihren geheimen Ursprung vor dem Beginn der Erzählung.“ Als sie diesen Satz gleichsam als Schlüssel zum Verständnis der erzählten Pilgerschaft hinterlegte, wusste sie bereits, dass Cordelia, ihre älteste Tochter, die „Hölle von Auschwitz“ — diese ihrer Theologie entsprechende Bezeichnung wiederholt sie in ihren Briefen — dass Cordelia, ihr Schmerzenskind, überlebt habe. Cordelia kehrte nie zurück. Sie heiratete in Schweden den Journalisten Edvardson, siedelte später nach Israel über und schrieb als verspätete Antwort — ihre Mutter war längst gestorben — ein erinnerndes Buch: „Gebranntes Kind sucht das Feuer“. Verletzt und nicht mehr verlassen, löste sie sich von dem, was ihre Mutter quälte.

Im Oktober 1927 hatte die sechszwanzigjährige Elisabeth Langgässer den Staatsrechtler und Politologen Hermann Heller kennengelernt. Er lehrte an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin. Offenbar war die Beziehung intensiv und auch belastend. Sie erwartete von ihm ein Kind, das sie am ersten Tag des Jahres 1929 zur Welt brachte, ein Mädchen. Fünf Monate zuvor hatte sie ihrem Verleger lakonisch mitgeteilt, dass ihr Freund ihr nun „den definitiven Abschied gegeben“ habe. Als sie dann im Sommer 1935 den Theologen und Journalisten Wilhelm Hoffmann heiratete, war Cordelia sechs. In dieser Zeit musste ihr Stiefvater seine Arbeit am Rundfunk aufgeben, da seine Frau als „Halbjüdin“ galt, das Kind Cordelia wiederum war nach den mörderischen Rassegesetzen der Nazis Jüdin, da ihr Vater Jude war. Und noch einmal kann die inzwischen geachtete Dichterin die Aufmerksamkeit auf sich ziehen: Ihr Roman „Der Gang durch das Ried“ wird in der „Frankfurter Zeitung“ vorabgedruckt. Danach wurde sie aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen und Wilhelm Hoffmann fand Arbeit bei Siemens. In dieser Zeit erlitt Elisabeth Langgässer den ersten Schub von multipler Sklerose.

Cordelia bekam eine Schwester, Anette, und sollte die Oberschule besuchen. Dafür aber brauchte sie den Ariernachweis. Die Gestapo wurde aufmerksam. Schweizer Freunde boten dem Kind Zuflucht an. Cordelia wurde als „Volljüdin“ eingestuft und musste den Judenstern tragen. Ein spanisches Ehepaar adoptierte sie, um sie zu schützen, sie bekam einen spanischen Pass. Der schützte jedoch nicht. Die Gestapo blieb unbittlich und bestand darauf, dass für sie das Rassegesetz gelte. Im Frühjahr 1944 wurde sie nach Theresienstadt deportiert und weiter nach Auschwitz-Birkenau.

Dass ich hier die Ihnen bekannte Geschichte erzähle, hat, wie gesagt, einen Grund. Denn sie bestimmte, vermute ich, Richtung und Inständigkeit der märkischen Pilgerschaft. Ende 1945 begann die Langgässer die Arbeit an der „Märkischen Argonautenfahrt“ und Anfang 1946 erfuhr sie, dass Cordelia überlebt habe. An Wilhelm Lehmann, den bewunderten Dichter, schrieb sie am 8. Januar 1946: „Denken Sie, Cordelia lebt! Sie ist in einem schwedischen Sanatorium, und es geht ihr gut. Ich bin so namenlos glücklich. Die kleine Verehrerin Ihrer Verse — wissen Sie noch?“ Die kleine Verehrerin war eben siebzehn Jahre alt geworden. Ihre Mutter setzte den begonnenen Roman fort. Mitgenommen von dem Wechsel der Gefühle, zwischen

den Ruinen Berlins, gab sie ihrer Phantasie nach und rief, um nach aller Erschütterung und Beunruhigung zu sich zu kommen, die sieben Pilger zusammen, gab ihnen Namen und Charakter, erinnerte sich an Jason und seine Gefährten, aber es waren nicht die Schatten von Herakles, Theseus, Orpheus und Glauke, die ihre Wanderer warfen, und es war nicht das Goldene Vlies, das sie suchten, sondern die Erlösung an einem verheißenen Ort, dem Kloster Anastasiendorf in der Mark Brandenburg.

Der junge Mann, das Flüchtlingskind, das es in Hölderlins Stadt, Nürtingen, verschlagen hatte, las Elisabeth Langgässers Roman als Abenteuergeschichte, in der Situationen vorkamen, die er auch kannte, in die aber, was ihn irritierte, Heilige hineinredeten. Im ersten Drittel des Buches, die sieben Pilger sind längst unterwegs, beginnt unter den Sätzen ein unheimliches Beben. Die Erzählerin verletzt sich selbst, offenbart schreibend ihre Verletzungen:

Irene von Dörfer und Ewald Hauteville, zwei der Pilger, eilen den anderen voraus. Unerwartet taucht Herr Levi-Jeschower auf, ein dem KZ entkommener Jude. Da steht, das las mit Widerwillen der Junge und noch immer erschrockene Alte: „Eigentlich hatte Irene von Dörfer bei dem Anblick von Herrn Levi-Jeschower auf der Stelle umkehren wollen. ‚Ich habe genug von dem jüdischen Elend‘, sagte sie unliebenswürdig zu Ewald. ‚Auch, wenn es dem Krematorium entgangen und für das nächste Massaker aufbewahrt worden ist.‘ Der erstaunten Abwehr in Ewalds Gesicht mit leichtem Erröten belegend, zuckte sie fast verwegen mit der Schulter und lachte auf. ‚Diese Begründung scheint Ihnen sehr zynisch, verehrter Herr Architekt?‘ – ‚Sehr – hochmütig, Fräulein von Dörfer‘, erwiderte Ewald steif. Gleich darauf waren sie weitergegangen, ohne sich umzusehen. Hauteville bemühte sich unwillkürlich, mit Irene von Dörfer Schritt zu halten, die gleichsam vorwärts stürmte wie eine Jägerin... In flaschengrüne Breeches gekleidet, mit verschabten Ledergamaschen, die schon manchen Dornbusch gestreift haben mochten, schien sie immerfort auf der Flucht zu sein – eine Gejagte, sich selber entfliehend, Hirschkuh und Artemis...“

Der Junge, der 1950 diesen Absatz las, hatte, auf der Flucht, Frauen wie Irene von Dörfer kennengelernt und ihren Hochmut gemieden. Der Alte hingegen muß nicht zurückweichen, hört die Autorin mit bebender Stimme sprechen, verblüfft über ihre Wut und ihren Mut, sich zu verletzen, und nimmt, was der Junge nicht vermochte, das Begriffsdoppel, mit dem der Abschnitt schließt, ernst: Hirschkuh und Artemis – Opfer und Täterin.

Nach einigen Seiten, einigen Pilgerschritten wird diese Widersätzlichkeit, wenn nicht Widersinnigkeit, mit einer Zärtlichkeit beantwortet, die den Jungen irritierte, dem Alten ans Herz geht: Mit der Geschichte, dem verdeckten Gleichnis vom „Sichelchen“. Es ist ein heikles Gedankenspiel, in dem sich die Erzählerin in ein buckliges Geschöpf verwandelt, das sich bei Gelegenheit unsichtbar machen kann, später Naturwissenschaften studiert und aus diesem Wissen eine Vorstellung von Schönheit destilliert. Sichelchen teilt mit Florentine Jeschower die Kindheit, erfindet ihr und sich ein Märchenreich, in dem Zwerge und Schlangen zueinander freundlich sind, hinter dem aber das Nada wartet. In der Kleiderkammer der jüdischen Wohlfahrtsstelle lernt „Tante Sichelchen“, die sie inzwischen ist, Deborah, die Zwergin, und Markus, den wackelnden Wasserkopf, kennen. Die Zeit sorgt dafür, dass die beiden für Zwerg und Schlange einspringen. Sichelchen bleibt, wie Cordelia, im Visier der Mörder. Manchmal gelingt es ihr, die Tarnkappe zu nutzen. Dass sie abreisen, erfährt

Sichelchen von Deborah. „Kinderkreuzzug“, erklärt sie. Und nach einer Choreographie des atemlosen Wartens und der sich in Verkleidung verbergenden Angst sieht sie sich zwischen Deborah, der Zwergin, und Markus, dem Wackelkopf. Ich gehe mit euch, hört sie sich sagen. Mit diesem einen Satz, mit dem sie sich selbst verwundet, spricht sie für Cordelia.

Und Florentine, die Pilgerin und Spielgefährtin, wird aufgefordert zu erzählen, wie es zu Ende ging: Der Kreuzzug führte sie nach Theresienstadt. Von dort habe man noch einige schmutzige, vorgedruckte Karten bekommen, „die unsere Ankunft bestätigten, da jedoch diese Karten die ersten und auch die letzten waren, und man mutmaßen musste, dass unser Ziel die großen Vernichtungslager in Auschwitz und Birkenau waren. Ich höre sie auch von dem Nada erzählen, das ich durchschritten habe... Aus allen Sternbildern wähle ich einen, nicht mehr als nur einen einzigen Stern und füge Stern um Stern zu der Figur dieser mächtigen Inschrift zusammen, die das Ziel aller irdischen Pilgerschaft ist, zu der sich nicht bloß die Geschichte der Menschheit, sondern auch das zerstäubende Weltall ohne Unterlass hinbewegt: GRATIAS AGAMUS DEO DOMINE NOSTRO.“

Mit dieser Formel, lasset uns danken dem Herrn unserm Gott, wird das Sursum Corda, das Erheben der Herzen eingeleitet.

Absatz für Absatz wird offenbar, wieviele Stimmen und Themen hier laut werden. Es ist die innere, oft verzweifelte Stimme der Erzählerin, es ist die Suchende, die sich mit Glaubenssätzen festigen möchte, es ist die Stimme, die unterwegs ist, und die die Pilgerschaft von sieben Personen bestimmt. Eine der nächsten Stationen, auf der die Pilger geprüft und in ihren Schwächen sichtbar werden, ist „das Dorf“. Der Form nach ist dieser Abschnitt eine Erzählung für sich. Ich erinnere mich, wie ich damals verblüfft war über den Abweg, den anderen Ton und glaubte, in eine Sackgasse geraten zu sein. Sie war mir allerdings vertraut. Dieses Dorf kannte ich, seine Bewohner, deren schmutzige Seelen sich nur noch darum kümmerten, zu vergessen, zu verdrängen, die Gemeinheiten der Vergangenheit schön zu denken. Ein Haufen von Selbstbetrügnern, verleugneten Gewalttätern, Denunzianten, Verwalter und Bewohner einer Hölle, die sie sich selbst eingerichtet hatten. Diese Verkommenheit bringt die Pilger zum reden. Sie debattieren über Gnade und Zufall, über Todesangst und Überleben. Das Fräulein von Dörfer stellt eine Frage, ehe sie aufbrechen und den Fluss überqueren, weil nach dem Willen der Erzählerin auch Lethe und Charon eine Rolle spielen, Irene von Dörfer stellt eine Frage, deren Leitmotiv dieses Buches und der Epoche, in der es geschrieben wurde, sein könnte. Sie fragt: „Heißt ‚Gerettetsein‘ schon ‚Leben‘?“ Der Junge las das als Botschaft, auch als Herausforderung. Der Alte bringt die Frage mit dem existenzialistischen Nada zusammen. Es ist, sagt er sich nun, zwar eine Erzählung, die vom christlichen Glauben bestimmt ist, die ihn wiederum, erzählend, in Zweifel zieht. Denn so, wie die Argonauten nichts mit dem Neuen und Alten Testament zu tun haben, so geht dem Pater Mamertus im Kloster Anastasiendorf, die Geschichte der Pilger, die er aufschreibt, verloren an die große und schreckliche Legende der Medea. Mit ihr setzt Elisabeth Langgässer den Roman fort; für den jungen Leser von damals mit den noch unmittelbaren Erinnerungen an die Flucht, an Ruinenabenteuer und Ängste. Der alte Leser muss sich freilich eingestehen, dass dies eine merkwürdige Wendung ist, ein vorsätzlicher Stilbruch.

Die Kinder der Medea, Helmut und seine kleine Schwester Helga, Flüchtlingskinder, die nach dem Tod der Großmutter, die mit ihnen unterwegs war, sich mutterseelenallein durchschlagen – das sind Erfahrungen, die uns beide, den Jungen und den Alten, verbinden, aber ungleich nah.

Medea tötete ihre Kinder, als Jason Glaube heiraten wollte. Die „märkischen Argonauten“ gaben die Kinder dem Leben zurück oder, weil sie nichts Besseres wussten, dem Überleben. Die beiden geraten unter Schwarzhändler, Geldwechsler, Banditen. Ein Abenteuer, wie viele vorher. Der Keller unter einer Ruine, in dem die Kerle, denen sich Helmut anvertraut, hausen und ihr Raubgut horten, ist eine triftige Erfindung. Es gab viele ähnliche Zufluchten damals. Das Versteck fliegt auf, die Banditen werden erschossen, die kleine Helga stirbt. Helmut, das letzte Kind der Medea, ein Junge aus Oberschlesien, wird von einem Kaplan dem Leben zugeführt. Die Argonauten sind zuvor angekommen in Anastasiendorf, dem Auferstehungskloster, und Pater Mamertus hört ihre Geschichte.

Das Echo der Pilgerschaft, der Fluch der Medea, deren Wohnungen, weiß die Langgässer, über alle Welt verstreut sind, bleibt bis auf den Tag eine Wirklichkeit, die den jungen Leser damals würgte und den alten von heute erschreckt, denn neuerdings sind ungezählte Argonautenzüge unterwegs. Noch einmal ruft die unbeirrbar fromme Erzählerin die Heilige Mutter Cabrini auf, und das in einem Zusammenhang, den der Alte nach den Erfahrungen des Jungen für unmöglich hielt: „Zuletzt war alles nur Flüchtlingskaserne, Durchgang- und Auffanglager, ein staubiger Wirbel, eine Bewegung, in welche sich das Beständige und Feste aufgelöst hatte; eine gedrehte, sich drehende Säule aus Hoffnungslosigkeit. Wie eine Windhose fegte sie über die großen Städte und warf noch einmal die Trümmer um, die der Krieg hinterlassen hatte, sie raste bis auf das freie Feld und verschonte selbst nicht die Schrebergärten und in den Schrebergärten am Bahndamm die abgestellten und ausgeglühten, in Hütten, Behelfsheime, Unterschlüpfen, verwandelten Eisenbahnwagen, die sich klappernd vom Boden hoben und gleichfalls zu kreisen begannen – rostig, von grauschwarzer Wäsche umflattert und von abscheulichen Krähen begleitet, die aus den Wolken fielen. So zogen die Wohnungen der Medea über Ströme und Länder dahin... Heilige Mutter Cabrini, wir bitten dich: bitte für uns!“

Der Alte ist den Flüchtlingsjungen nie los geworden. Und das Buch von den märkischen Argonauten wird mitsamt der Mutter Cabrini, der Heiligen der Flüchtlinge und Verfolgten, unversehens zu einer Widerstandsschrift gegen die Sinnlosigkeit aller Kriege. Denn dann beginnt, wie es in dem Buch steht, von neuem „die Argo zu schaukeln“.



Alzey



Kreisstadt Alzey
Stadtverwaltung
Ernst-Ludwig-Straße 42
55232 Alzey

Besuchen Sie uns auch
im Internet: www.alzey.de